

*Christa Casper studierte in den 80er Jahren Politikwissenschaften an der FU. Heute lebt sie in Berlin und arbeitet als Softwareentwicklerin.*

*Das Interview führten Reinhard Neubauer und Ernö Lörincz.*

## Interview mit Christa Casper

*FU70: Hallo, wir suchen Freiwillige, die uns über die Geschichte der Freien Universität und der Stadt berichten können. Und da haben wir entschieden, dass Du eine Freiwillige sein könntest.*

Christa Casper: Danke.

*FU70: Wann bist Du nach Berlin und warum? Der Bund war wahrscheinlich nicht der Grund.*

C. C.: Doch. Ich wollte nicht zum Bund! Ich hatte in Marburg ein Politikstudium begonnen, aber das war dort sehr auf marxistische Theorie begrenzt. Da bot das OSI, also das Otto-Suhr-Institut, ein deutlich breiteres Spektrum: von Parteienforschung über internationale Wirtschaftsbeziehungen, neue soziale Bewegungen – das war Grottians Spezialgebiet – und, was mich besonders interessierte: politische Psychologie und politische Theorie. Das Studium war deutlich anspruchsvoller, außerdem war es hier ein Vollstudiengang. Das heißt, ich konnte mein Diplom ohne Nebenfächer abschließen. Spannend waren die Veranstaltungen der Professoren Narr und Altvater. Ja, und der norwegische Friedensforscher Johann Galtung. Er prägte den Begriff der strukturellen Gewalt, der dann von der feministischen Forschung aufgegriffen wurde. Ein charismatischer Mensch, der mich sehr beeindruckt hat. Später besuchte ich noch Professor Agnolis Seminar zur subversiven Theorie. Ich studierte rein aus Interesse, nicht im Hinblick auf einen späteren Beruf. Ich verstand das Studium der Politik-

wissenschaft als eine Möglichkeit, weitere Bildung zu erlangen – vor allem: dass Du Dich selbst eigenständig und eigenverantwortlich weiterbildest. Klar, ich wollte die Gesellschaft und ihre Mechanismen verstehen und verändern. Wer, wenn nicht wir? Man war schon ein bisschen großenwahnsinnig. Damals wurde alles in Frage gestellt. Wir wollten an der Vision einer anderen Gesellschaft arbeiten. Die Frage nach dem Sinn und Zweck des Studiums lautete: Willst Du etwas ändern oder willst Du nur ein größeres Stück vom Kuchen haben? Für die meisten Leute, die Politikwissenschaften studiert haben, war die Antwort klar.

*FU70: Nach dem Motto: Alles verändert sich, wenn Du es veränderst. Ich hätte jetzt aber eher eine engagierte Studentin feministischer Wissenschaften erwartet.*

C. C.: Gemach, so schnell läuft die Geschichte nicht. Die Frauenforschung etablierte sich am OSI ab Mitte der 80er Jahre. Wir kämpften lange für eine Frauenprofessur, ich glaube, Barbara Riedmüller bekam die erste 1988. Davor hatten allerdings die Professoren Grottian und Narr es ermöglicht, eine Teilzeit-Professur für Frauenforschung einzurichten, indem beide auf 1/3 ihrer Stelle verzichteten. Das war schon 1985. Ich fand das damals sehr beeindruckend von den beiden. Leider fand dies im wissenschaftlichen Bereich keine Nachahmer. Jedenfalls ist mir kein Fall bekannt. Ich glaube, das Arrangement ging bis zur Emeritierung der beiden. Die erste Stelle bekam Carol Hagemann-White, danach Eva Kreisky. Aber auch

im Mittelbau gab es eine Reihe Dozentinnen, die sich auf feministische Forschung konzentrierten. Ab 1985 habe ich ausschließlich diese Seminare besucht.

*FU70: Eva Kreisky – das klingt sehr österreichisch...*

C. C.: Stimmt, sie stammte aus Wien und war wohl die Schwiegertochter von Bruno Kreisky. Es gab dann auch Professoren, die der NofU nahestanden, beispielsweise die Schwans – da ging aber praktisch niemand hin. Bis auf die, die Karriere machen wollten.

*FU70: Ich erinnere mich dunkel. Der Informationsausschuss des UNiMUTs, der im Streik 1988/89 entstand, hatte zusammen mit dem AStA eine Broschüre herausgebracht: „FU Berlin. Ein pechschwarzes Gebilde.“ Die NofU – die „Notgemeinschaft für eine freie Universität“ – war eine Organisation, deren primäre Aufgabe darin bestand, linke Studierende bei den einschlägigen staatlichen Stellen anzuschwärzen, die für so etwas immer mindestens zwei Ohren haben. Freiheit, die sie meinen...*

C. C.: Wir lebten ja auch in einer „freien Stadt“. Das OSI bestand damals aus den beiden Institutsgebäuden Ihnstraße 21 und 22. Das Osteuropa-Institut war noch nicht mit dem OSI verbunden. Und neben dem OSI hatten damals die US-Truppen ein Haus. Die sicherten die Freiheit und schützten uns vor den Russen. Als die US-Army wieder in einen Krieg marschierte, haben wir eine Blutspur vor dem Haus gelegt. Da kamen die GIs gelaufen, mit MP. Nun mussten wir aber rennen. Ab ins OSI und die hinter uns her.

*FU70: Hallo, hallo, ist da die Irrenanstalt? Mit MP in die Uni??*

C. C.: Ja. Campus hin, Campus her. Berlin war teilsouverän, die westlichen Alliierten und ihre Soldaten hatten noch beträchtliche Rechte. Die wollten uns haben.

*FU70: Geschossen haben sie nicht?*

C. C.: Nein, wir haben uns aber eingeschlossen.

*FU70: Wir können also festhalten: Im Politikstudium lernt man auch etwas für das praktische Leben, nämlich schnell wegzurennen.*

C. C.: Ja, heute lachen wir drüber.

*FU70: Wie sahen die Veranstaltungen denn ansonsten aus? Raumnot?*

C. C.: Meine ersten Seminare waren immer überfüllt. Da waren locker 60 Leute anwesend. Und es wurde geraucht wie blöd. Das war im Winter besonders übel. Es wurde ja überall noch mit Braunkohle geheizt, vor allem im Osten. Wir hatten damals öfter Smog-Alarm. Die Frage war dann, ob die Luft draußen besser war als drinnen. Wir konnten dann die Fenster nicht öffnen, jedenfalls nicht zum Lüften. Im Studium arbeiteten wir vornehmlich in Arbeits-

gruppen. Die Profs sagten: Wir wollen über dieses Thema reden und ihr stellt dazu jetzt etwas zusammen. Und zu den Themen hielten wir Referate und/oder schrieben Projekt- oder Seminararbeiten.

Wir lernten Zusammenarbeit und Diskussion. Es gab keinen Frontalunterricht mit input, input, input, sondern wir mussten lernen, uns Wissen selbst anzueignen. Das sind die Vorzüge des geisteswissenschaftlichen Studiums.

Zum Schluss meines Studiums hatte ich dann eine Diplomarbeit mit fünf Frauen, die alle ihre Arbeit im Bereich der Frauenforschung schrieben. Wir haben uns mindestens einmal in der Woche getroffen, unsere Arbeiten diskutiert und uns gegenseitig bei der Vorbereitung auf die Diplomarbeit unterstützt.

*FU70: Wie sah denn die „praktische Umsetzung“ des Studiums aus?*

C. C.: Um ehrlich zu sein: Die Politik fand weniger an der Universität statt. Ich habe dort für mich nichts Passendes gefunden, ich war auch nicht im AStA. Wir haben uns natürlich politisch engagiert, aber nicht an der Uni. Die spannenden Sachen, auch die politischen Debatten, fanden in Kreuzberg oder Schöneberg statt, nicht im Institut. Als es die Frauenforschung gab, bin ich da mit meinen Kommilitoninnen tiefer eingestiegen. Aber auch hier galt: Die praktischen Projekte und die politischen Auseinandersetzung gab es in der Stadt, nicht in Dahlem. Eine Ausnahme ist vielleicht der UNiMUT-Streik gewesen, den Du bereits angesprochen hast. Da haben wir voll mitgemacht. Wir streiken! Die Uni war ab Dezember 1988 zu, und zwar richtig zu, selbst in Fachbereichen, von denen Du das nie erwartet hättest: Medizin, BWL, Jura. Wir haben immer demonstriert. Es gab selbstorganisierte Alternativvorlesungen. Daraus entstanden später die Projektstudien. Das Otto-Suhr-Institut wurde in Ingrid-Strobl-Institut umbenannt. Sie war Autorin bei der „Emma“ und hatte damals einen Prozess wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung am Hals. Aus OSI wurde ISI. Die Otto-Suhr-Büste bekam einen Punker-Haarschnitt verpasst. Dann wurde sie geklaut. Was mich besonders faszinierte, war die Tatsache, dass dieser Streik vornehmlich von Unorganisierten getragen wurde. Es waren nicht die etablierten studentischen Organisationen, die hier im Vordergrund standen. Das war sehr spontan, nicht steuerbar, unberechenbar. Keine Macht für niemand. Die Autonomen aus Kreuzberg hatten ihre helle Freude. Und es gab technische Revolutionen: Die Streikzeitungen wurden erstmals per Computer erstellt, also wohlge-merkt: 1988. Und das Informationsmedium war – in Ermangelung des noch nicht erfundenen iPhones – die Videozeitung: am Vormittag von einer Streikgruppe gedreht, dann geschnitten, am Nachmittag über mehrere Leinwände und Fernseher stadtwweit gezeigt, in der FU, TU, HdK (wie die UdK damals hieß) und an allen anderen Fachhochschulen Berlins. Der Spaß- und Klamaufaktor wurde hier großgeschrieben, das trug sehr zur Popularität der Video-Zeitung bei.

*FU70: Andere Frage: Wie war die Wohnsituation und wie konntest Du Dein Studium finanzieren?*

C. C.: Ich habe länger studiert, ich bin häufig umgezogen und ich bekam kein BAföG. Ich habe erst in Spandau gewohnt, dann auch in Wohnheimen des Studentenwerks, später in mehreren WGs in Kreuzberg und Neukölln, dann noch in einem Projekthaus, das ehemals besetzt war und dann legalisiert wurde. Und ich musste für meinen Unterhalt alleine aufkommen. In den Semesterferien habe ich gearbeitet, zum Beispiel bei Siemens. An Wochenenden habe ich in einem Hotel gearbeitet als „Zimmermädchen“ und ich habe unter der Woche in mehreren Kinos gejobbt, an der Kasse, als Vorführerin, dann natürlich auch während der Berlinale im Kartenvorverkauf. Interessant war mein Job als Hausmeisterin in einem selbstverwalteten studentischen Wohnheim. Dort war ich neben zwei anderen Studenten von den Bewohnerinnen und Bewohnern gewählt worden als Ansprechpartnerin des Studentenwerks und damit auch als Hausmeisterin. Wir haben wirklich alles selbst organisiert, Reinigungen und kleinere Instandsetzungsarbeiten. Als Hausmeisterin musste ich einen Fahrstuhlführerschein erwerben.

*FU70: Einen was? Fährst du nicht von alleine?*

C. C.: Fahrstuhlführerschein. Wenn jemand stecken geblieben ist, musste ich den Fahrstuhl manuell zum nächsten Stockwerk hochziehen.

*FU70: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie...“*

C. C.: Nichts da! Was meinst Du, wie oft ich da Leute rausgeholt habe! Oder wie häufig ich nachts um 4 Uhr Menschen in ihr Zimmer lassen musste, weil die ihren Schlüssel vergessen hatten und ich den Generalschlüssel hatte. Waren die Schlüssel verloren, habe ich die Schlösser ausgetauscht. Ich habe in den acht Jahren des Studiums und der Jobberei so ziemlich keinen Urlaub gehabt. So war das damals!

*FU70: Wie war denn das sonstige Leben in der Stadt?*

C. C.: Die 1980er Jahre waren eine Epoche der großen Umbrüche. Zuerst lebten wir in einer eingemauerten Stadt...

*FU70: Eine Insel im Roten Meer.*

C. C.: Das hat mich erst einmal nicht sonderlich gestört. Schlecht war es nur, wenn Du die Stadt verlassen wolltest. Die Zugfahrt von Frankfurt/Main nach Berlin dauerte locker 9-10 Stunden. Ich bin auch viel getrampt. In Berlin gab es viele Mitfahrzentralen, eine große war im Bahnhof Zoo. Heute sind sie alle weg. Da bekamst Du gegen Gebühr die Telefonnummer von Leuten, die Dich gegen Fahrkostenbeteiligung in ihrem Auto nach Westdeutschland mitnahmen. Mit dem Auto ging es ein wenig schneller. Ich hatte da mal ein ganz merkwürdiges Erlebnis, als an der Grenzkontrolle der Typ vom Bundesgrenzschutz mir den Pass zurückgab und erwähnte, was ich denn da alles an wilden Sachen während meines Studiums getrieben habe. Das war strange, der hatte Insiderkenntnisse.

*FU70: Und warum hast Du Dir den Ärger nicht gespart und bist geflogen?*

C. C.: Das war absolut außerhalb unseres Vorstellungsvermögens. Flüge von Berlin nach Westdeutschland oder wohin auch immer waren unbezahlbar teuer. Nach Tegel flogen auch nur drei Fluggesellschaften der Westalliierten – die Lufthansa übrigens nicht. Mein allererster Flug überhaupt war mit Malev – einer ungarischen Fluglinie. Ziel war Kreta: Da ging es über Schönefeld erst mal nach Budapest. Dort hatten wir 8 Stunden Aufenthalt, dann weiter nach Athen. Dort wieder etliche Stunden, bis es dann weiter nach Kreta ging.

Der Flughafen Schönefeld gehörte zwar zur DDR, konnte aber als Transitflughafen von Westberlinern genutzt werden.

*FU70: Dann doch zurück: Wie war das Leben auf dieser eingemauerten Insel?*

C. C.: Es war etwas teurer als im Westen. Die Stadt selbst war der Hort der Subkultur, da konntest Du machen, was Du wolltest. Berlin war 24 Stunden geöffnet – das war auch eine Werbung im Fernsehen. Es gab einige Kneipen mit einem sehr morbiden Charme. Aber diese Kultur gab es in der Stadt, nicht an der Uni. Dahlem war richtig weit weg. Aus Marburg war ich gewohnt, dass die Uni die Stadt prägt, als politischer und als kultureller Faktor. Das war damals in Berlin definitiv nicht der Fall. Die 1980er Jahre waren ein Demo-Jahrzehnt. Ein entscheidender Tag war der 22. September 1981, das war noch vor meiner Zeit. Da kam Klaus-Jürgen Rattay ums Leben, er war 18 Jahre alt. Er war ein Hausbesetzer. Acht Häuser wurden geräumt, bei der anschließenden Demonstration wurde Rattay auf der Flucht vor der Polizei von einem BVG-Bus überfahren.

*FU70: In der Potsdamer Straße hatten Sympathisanten einen Gedenkstein in den Gehweg eingelassen – der ist jetzt bei Bauarbeiten weggekommen!*

C. C.: Typisch Berlin. Jedenfalls führte der Tod zu einer großen Solidarisierung in der Hausbesetzerbewegung, die eigentlich schon abebbte. Die Stimmung danach war heftig. Die Autonomen etablierten sich als politisches Subjekt, die Demos wurden immer militanter. Wenn in den 80er Jahren ein führender US-Politiker in die Stadt kam, endete das immer in einer Straßenschlacht. Am 1. Mai 1987 kam es zu einem spontanen Aufruhr. Morgens war der Mehringhof durchsucht worden und die Stimmung war gereizt. Als dann nachmittags die Polizei auf dem Mai-Fest in Kreuzberg auftauchte, kam es zur Straßenschlacht mit Barrikaden und Molotowcocktails. Zahlreiche Geschäfte wurden geplündert. Dabei ist am U-Bahnhof Görlitzer Bahnhof der Bolle-Supermarkt abgebrannt. Ich erinnere mich noch, dass wir im Grottian-Seminar zu „Neue soziale Bewegungen“ am nächsten Tag darüber diskutiert haben.

Die Ruine stand Jahre lang, jetzt ist da eine Moschee. In den Folgejahren gab es dann immer Straßenschlachten am 1. Mai. Ein weiterer Höhepunkt war im

Jahre 1988 die Demonstration gegen IWF und Weltbank, die in Berlin tagten. Da waren 80.000 Leute auf dem Ku'damm.

*FU70: Du auch?*

C. C.: Natürlich. Es war ein Zeitalter, in dem wir alle immer unsere Solidarität mit der 3. Welt bekundeten, die durch IWF und Weltbank weiter in die Armut getrieben wurde. Wir haben zum Boykott von Waren aus Südafrika aufgerufen, um das Apartheid-Regime zu schwächen. Und aus Solidarität mit der Revolution mussten alle Kaffee aus Nicaragua kaufen, „Sandino-Dröhnung“. Das war ein Stoff...

*FU70: Oh ja. Ich erinnere mich an eine Geschichte aus dem AStA. Da hatte jemand Kaffee gekocht und ich war das erste Opfer, das davon getrunken hat. Anschließend stand ich unter Starkstrom und habe den Kollegen gefragt: Sag mal, wie viel Löffel pro Tasse hast Du eigentlich genommen?? Er antwortete: Löffel pro Tasse? Ich habe die Filtertüte vollgemacht. So kriegt man den Kaffee auch weg.*

C. C.: Uuh. Nun ja, die Geschichte war dann 1990 schlagartig vorbei. Das Interessante war dann auch die Entwicklung am OSI, wie sich die Professorenschaft vom Marxismus als politischer Theorie distanzierte. Das erschien mir als eine Überreaktion. Kapitalismuskritik als Thema der Politikwissenschaft war out. Zauberland ist abgebrannt.

*FU70: Aber es heißt ja auch: Wenn die Nacht am tiefsten ist, ist der Tag am nächsten. Wie war denn Dein Eindruck von Gorbatschow und dem Mauerfall?*

C. C.: Gorbatschow wurde in der Linken kaum diskutiert. In der Stadt wurde er als Hoffnungsträger wahrgenommen. Was spannend war: Mit seinem Auftreten ging das Feindbild verloren. Der Westen sah richtig hilflos aus, der gefährliche Russe war weg. Wir hatten nicht den Eindruck, dass die GIs nebenan gegen die Rote Armee kämpfen müssten. Einschneidender empfand ich das Tian'anmen-Massaker. In Peking gab es im Mai und Juni 1989 Proteste, vornehmlich von den Studierenden, aber auch von jungen Arbeiterinnen und Arbeitern. Man fühlte sich mit den Kommilitoninnen und Kommilitonen verbunden, die Kritik an herrschenden Strukturen äußerten. Die Proteste wurden niedergewalzt. Da sind tausende Menschen ums Leben gekommen. Im realsozialistischen Fernsehen und bei den hiesigen Leninisten hieß das: Niederschlagung einer konterrevolutionären Bewegung. Das war die chinesische Antwort auf Gorbatschow. Zum Mauerfall: Nie im Leben hätte ich dieses Ereignis erwartet, das war 1988 für mich unvorstellbar. Das war irgendwie zwischen null und zero. Mir fällt dazu folgende Begebenheit ein, die ich nie vergessen habe: 1988/89 trat eine „Wahrsagerin“ im Fernsehen auf und verkündete: Die Mauer wird fallen und Nelson Mandela wird aus dem Gefängnis entlassen und später Präsident werden. Ich dachte total empört: Wie kann man so einen unrealistischen Schwachsinn verzapfen. Die baut darauf, dass dieser Quatsch in einem Jahr wieder

vergessen sein wird. Ein Jahr später war die Mauer offen und Mandela frei.

*FU70: Ihr wart angetreten mit der Absicht, die Welt zu verändern und voilà.*

C. C.: Ich sag mal eher von heute aus gesehen: Der Traum ist aus.

*FU70: Der Kampf geht weiter... Was hast Du dann gemacht?*

C. C.: Ich habe mein Examen gemacht! Ich gehörte mit zu den ersten, die ihre Dipl.-Arbeit mit einem PC geschrieben haben! Der funktionierte noch mit „dos“, dem Vorläufer von „windows“. Und er hatte „word 5.0“, das kann heute im Museum für Verkehr und Technik bewundert werden. Als die Zeit knapp wurde, hat mir auch jemand geholfen, meinen vorformulierten Text zu tippen. Dem musste ich sagen: Am Ende der Zeile nicht „enter“ drücken wie bei einer Schreibmaschine, der Computer hat einen automatischen Zeilenumbruch. Das war eine Umstellung. Dann war ich fertig. Ich wollte nicht als Politikwissenschaftlerin arbeiten, bis ans Ende der Welt. Ich habe in vielen Projekten gearbeitet, auch Frauenprojekten, und Du ahnst es nicht: Die Bezahlung war mau.

*FU70: Hat das Studium etwas genutzt?*

C. C.: Ich sag mal so: Wir haben im Studium analytisches und konzeptionelles Denken gelernt. Und das habe ich in der Folgezeit, die ja noch nicht abgeschlossen ist, immer wieder verwenden können. Das hilft überall. Das eigenständige Erarbeiten komplexer wissenschaftlicher Themen ist eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte.

Darüber hinaus haben wir auch gelernt, in Teams zusammen zu arbeiten und zu diskutieren, und ich weiß noch, wie wir in unseren Arbeitsgruppen versucht haben, radikal basisdemokratisch zu agieren.

*FU70: Das Fazit der 80er Jahre?*

C. C.: The times they are a changin'.

*FU70: Das ist aber nicht von Rio Reiser?*

C. C.: Nein, das stammt von einem Nobelpreisträger für Literatur.